

Das Problem mit den Vätern – ein anthropologischer Blick

Bild: Wikimedia Commons

Susanne Schroeder, Studienleiterin am AKD

„Gibt es den Himmel auf Erden? Theologische Gespräche mit Jugendlichen“ – so lautete vor einigen Jahren der Titel einer Unterrichtsbeschreibung, in der u.a. das Gleichnis vom Vater und den beiden Söhnen behandelt wurde.¹ Die verantwortliche Lehrkraft beschrieb ihren unterrichtlichen Ansatz als ein gelungenes Experiment; es ging darum, mit dem Einsatz philosophischer Methoden erste Schritte des „Theologisierens“ zu erproben. Der Verfasser resümierte zunächst: „Dieses Gleichnis scheint ganz besonders die lebensweltliche Erfahrung von Jugendlichen in Pubertät und Adoleszenz zu treffen“ – wies aber einige Zeilen weiter beinahe ironisch auch auf die damit verbundenen Probleme hin: „Erlebnisse und Erfahrungen aus der eigenen Herkunftsfamilie werden von den SchülerInnen konsequent als Verstehensrahmen für das Gleichnis benutzt: Vierundzwanzig SchülerInnen haben Schwierigkeiten mit dem „Vater“ – sie erleben einen physischen Vater ohne positive psychische Eigenschaften“.

Wenn auch die Vatererfahrungen nicht immer so distanziert wie in dem hier beschriebenen Fall aussehen müssen, wird doch deutlich, welchem Spagat sich weite Teile der gegenwärtigen Schülerschaft in Hinblick auf den biblischen Deutungshorizont des Begriffs „Vater“ aussetzen müssen.

¹ Christoph Rosner: Gibt es den Himmel auf Erden?–Theologische Gespräche mit Jugendlichen, Katechetische Blätter 131 (2006) 114-119

Ein Blick in die historische Entwicklung soll das verdeutlichen:

Grundsätzlich ist der Begriff des Vaters in mindestens zwei Richtungen interpretierbar: Zum einen finden wir die Rolle des Genitor, des Erzeugers des Kindes. Damit ist die reproduktive Rolle des Vaters vor der Geburt – *ante partum*- angesprochen. Zum anderen kann damit die Rolle des Vaters nach der Geburt – *post partum* – gemeint sein, womit wesentlich drei Eigenschaften angesprochen sind: Nähren, Schützen und Zeigen.

Geht man historisch zurück ins alte Ägypten, so spielte die Vaterschaft zwar in Hinblick auf die reproduktive Funktion offenbar eine gewisse Rolle. Neben der Ernährungs- und der Schutzkomponente stand aber vor allem die Erziehung der männlichen Nachfahren im Vordergrund. Dieses Exklusivrecht zielte auf die Einweisung in ein angemessenes Zelebrieren des Totenkults, denn dafür war der Sohn als Nachfolger des Vaters zuständig. Die Vater-Sohn-Beziehung war so die Grundlage für den Verbleib des Vaters im kollektiven Gedächtnis der Gemeinschaft der Lebenden.

Im Gegensatz dazu leitete der Vater im alttestamentlichen Israel seine Funktion aus seiner vorgeburtlichen Erzeugerrolle ab. Die Vater-Sohn-Beziehung wurde durch ein genealogisches Prinzip dominiert, womit ihr eine traditionsstiftende Funktion zugeschrieben wurde – über die Abstammung zurück in die Vergangenheit und über das Prinzip der Strafandrohung bis ins fünfte Glied nach vorne in die Zukunft. Dieses Kontinuitätsprinzip bot sich an, weil die Gesellschaft aufgrund der

Halbsesshaftigkeit und einer dauernden territorialen Suche ihre Identität nur schwer an feste geographische Räume binden konnte.

Auch die griechische Antike ist durch das genealogische Prinzip dominiert, wengleich sich in den psychologisch differenzierten Beschreibungen bei Aristophanes, Homer oder Sophokles erste Auflösungserscheinungen der altorientalischen Väterkonzeption anzudeuten scheinen.

Das neutestamentliche Denken des Christentums beschreibt die Vaterfigur in einer genealogischen Dimension: Einerseits Jesus Christus als leiblicher Nachkomme Davids, andererseits als auferstandener Sohn Gottes – wobei hier wieder auf die Aufgaben des Nährens, Schützens und Zeigens zurückgegriffen wird, was in der Anrede „Abba“ deutlich wird. Zugleich lässt sich hier aber auch der Beginn einer Umdeutung beobachten: Indem die Vätereigenschaften in der Zuschreibung auf Gott deifiziert werden, erfuhren die leiblichen Väter zugleich eine Steigerung wie auch eine Reduzierung ihrer Rolle, denn im Vergleich mit der göttlichen Vaterschaft konnte ihr Status immer nur defizitär wirken.

Im Römischen Reich blieb das Christentum aber genau aufgrund dieser Vergöttlichungstendenzen in Verbindung mit den althergebrachten Elementen des Nährens, Schützens und Zeigens durchaus nicht ohne Resonanz. Wobei in Rom nicht die genetische Reproduktionsfunktion des Vaters im Vordergrund stand: „Mater certa, pater incertus“ – Wer die Mutter ist, ist sicher – wer der Vater ist, ist unsicher. Die Rolle des Vaters war jetzt vorrangig als die des *pater familias* (absolutes Familienoberhaupt) zu interpretieren. Seine Funktion verband das gütige Moment der Schutz- und Fürsorgepflicht mit der strengen Form der Herrschafts- und Strafgewalt des *dominus* (Herr). Diese Verbindung von Güte und Strenge, Gnade und Richteramt erleichterte den späteren Kirchenvätern die Beschreibung ihrer Gottesvorstellungen. So setzte sich allmählich die Praxis durch, im Konfliktfall der Vaterschaft Gottes eine Präferenz vor der leiblichen Vaterschaft eines konkreten Vaters einzuräumen. Dies war dann auch die Voraussetzung für die nun erfolgenden hierarchischen Klarstellungen der entstehenden Kirche, vor allem der Übernahme der Vater-Nomenklatur für das Bischofsamt im 3. Jahrhundert bis hin zum Papst-Titel des römischen Bischofs seit dem 6. Jahrhundert.

Die sich so weiter etablierende Relativierung der leiblichen Vater-Rolle setzte sich in der Übertragung der Erziehungsfunktion auf familienfremde Männer fort: die gesellschaftlich relevante Wissensweitergabe fand nun im Kloster statt – im benediktinischen Regelwerk hatte der Klostervorstand mit Abt, hergeleitet vom *abba*, angesprochen zu werden.

Interessanterweise führten die Krisen des Papsttums in Hochmittelalter und Frühneuzeit (Ablassproblematik, Schisma mit gleichzeitiger Wahl zweier Päpste und erste Zweifel an der Unfehlbarkeit) zu keiner Wiedererstarkung der leiblichen Vaterrolle. Lediglich die Reformation in Person Luthers wirkte für einen kurzen Zeitraum verlangsamernd, wengleich auch dieser Rückfall hin zum dominanten *pater familias* durch das selbstbewusste Auftreten Katharina von Boras relativiert wurde.

Die Erlaubnis zur Gründung von Subfamilien unterhalb der Leitung des Hauses wie auch das beginnende Aufklärungsdenken mit seinem

Widerstand gegen jede Form unbegründeter Autorität minderten das Traditionsprinzip weiter. Waren zunächst noch viele Berufe an Haus und Hof gebunden, so trennte die Industrialisierung Arbeitsplatz und Wohnung und entzog weite Strecken des Tages dem hausväterlichen Blick.

Ideologisch hielt sich das Bild des einflussreichen Vaters zwar noch eine Weile, praktisch aber übernahmen in der Familie die Frau und außerhalb der Familie die Schule wesentliche Funktionen. Ab der Mitte des 20. Jahrhunderts ist in der Folge zahlreicher Gesetzesänderungen die Position der Mutter u.a. im Scheidungsfall so gestärkt worden, dass der Verbleib der Kinder im überwiegenden Maß ihr zugeschrieben wurde. Gender Studies und feministische Forschung erklärten den Mann zumindest in seiner Vaterrolle als verzichtbar. Zeitweilige Tendenzen der Denunziation fanden in den 90er Jahren in der Debatte um den väterlichen Kindesmissbrauch ihren Niederschlag. Im Zuge der Entwicklung neuer Reproduktionstechniken verlor auch die Rolle des Vaters als leiblicher Erzeuger an Bedeutung. Das Aufkommen größerer Freizeitvolumina und die Debatte um vermehrte Teilzeitberufe geben dem Mann nun Gelegenheit, eine neue Rolle in Hinblick auf Haushalt und Erziehung anzudenken.

Trotzdem muss man konstatieren, dass dem Konstrukt des „Vaters“ zumindest in Europa ein sukzessiver Funktionsverlust widerfahren ist, der sich in einer Demontage seiner genealogischen und/oder nährenden und schützenden Funktion niederschlägt. Es wundert daher nicht, dass sich die Krise der Vaterschaft auch auf die Vorstellungen eines traditionellen Blicks von Gott als Vater auswirkt.

Was bedeutet das für den Unterricht? Es erklärt, warum die Bearbeitung biblischer Texte oftmals ziemlich schwergängig verläuft. Es unterstreicht die Forderung an die theologischen Fächer, die biblisch-christliche Überlieferung so zu perspektivieren und zu „übersetzen“, dass sie der lehrenden (und verkündenden) Praxis bei der Vermittlung der wichtigen Inhalte hilft.² Und es fordert uns alle dazu auf, dem Sinn und der Bedeutung der Wörter genauer nachzugehen. Denn über das Problem mit dem Vaterverständnis sind nicht nur diese vierundzwanzig Schüler*innen gestolpert. Woche für Woche hadern Menschen vielleicht auch im Gottesdienst mit biblischen Begriffen, Vorstellungen und Ausdeutungen, die ihnen fremd, unverständlich, nicht nachvollziehbar und deshalb vergessenswert erscheinen.

Literatur:

Tellenbach, Hubertus (Hg.): *Das Vaterbild im Mythos und Geschichte*, Stuttgart 1976

Lenzen, Dieter, Artikel „Vater“ in: Wulf, Christoph (Hg.): *Vom Menschen. Handbuch historische Anthropologie*, Beltz, Weinheim 1997, S.334-341

Tepper, Leo, Artikel „Vater“, in: Auffarth, Christoph/Bernard, Jutta/Mohr, Hubert (Hg.): *Metzler Lexikon Religion*, Metzler, Stuttgart 2005, S. 558-560

² So Rothgangel in der Zusammenfassung von Büttner in Zeitsprung 1/2019, S.39